

2 Theoretischer Rahmen: Raumdiskurse, Raumkonzepte und die Bedeutung von Reflexivität

Er ist essenziell, weil er das Medium der alltäglichen Interaktion des Menschen mit seinen Mitmenschen ist: der Raum. Trotz (oder gerade wegen) dieser grundlegenden Bedeutung für das Ausgestalten von Alltagspraktiken ist Raum kein im Sinne konkreter Dinglichkeit zu fassendes Medium, sondern vielmehr ein jeweils individuelles Konstrukt und insofern Resultat eines „alltäglichen Geographie-Machens“ (Werlen 2008, S. 136). Aus der Perspektive der Kultur- und Sozialgeographie steht also nicht der Raum als solcher im Fokus, sondern es rückt die Interaktion zwischen gesellschaftlichen Phänomenen und Räumlichkeiten ins Zentrum der Betrachtung (vgl. Freytag 2014, S. 12). Es liegt dieser Arbeit also ein Raumverständnis zugrunde, das wie folgt zusammengefasst werden kann: „Menschen produzieren und reproduzieren sowohl räumliche Muster und Verflechtungen als auch immaterielle Vorstellungen von Räumen“ (ebd.). Beide in dieser Arbeit berücksichtigten Perspektiven auf Slums – die ‚Innensicht‘ der in Korogocho lebenden Jugendlichen und die Sicht ‚von außen‘ von deutschen Schülerinnen und Schülern – sind in der Definition von Tim Freytag wiederzufinden. Wenngleich die Geographie einen gewissen Anspruch erhebt als jene Disziplin, deren besonderer Fokus auf raumbezogener Forschung liegt, so ist Raum im weitesten Sinne doch auch Interessensgebiet und Forschungsfeld weiterer, zumeist mit der Geographie verwandter oder benachbarter Disziplinen. Bewusst wird daher von *Raumdiskursen* gesprochen, denn es wäre „verfehlt, nach *einer* überhistorisch gültigen Theorie des Raums zu suchen“ (Günzel 2017, S. 21; Hervorhebungen im Original). Es ist daher nicht die Intention dieser Arbeit, einen möglichst umfassenden Überblick zu den Facetten der interdisziplinären Raumforschung zu geben. Dennoch seien einige Ansätze und Strömungen im Folgenden skizziert. Die Auswahl liegt dabei auf Ausrichtungen, die für die spe-

zifische Thematik dieser Arbeit relevant sind¹. Zur Grundlage der vorliegenden Arbeit werden sodann die Ansätze, die sich im Etikett *spatial turn* zusammenfassen lassen (zur Begrifflichkeit *spatial turn* vgl. Soja 1989, S. 39 und übergeordneter zu entsprechenden Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften Bachmann-Medick 2014). Auch wenn damit neuere Akzentverschiebungen angesprochen werden, lohnt ein Blick auf historische Diskurse, die ebenso wichtige Impulse bieten.

2.1 IMMANUEL KANT: VON DEM RAUME

Gerade aus der Perspektive desjenigen Raumverständnisses, das in einem mehr und mehr Konsens werdenden Ansatz von Kultur- und Sozialgeographie aktuell relevant ist, erscheinen Immanuel Kants Ausführungen in seiner ‚Kritik der reinen Vernunft‘ (1781/87) bemerkenswert, wenn er darstellt, dass Raum eine Form der Anschauung – und insofern der Wahrnehmung – sei (vgl. Freytag 2014, S. 13) und er somit eine „Bedingung der Erfahrung“ (Mainzer 2010, S. 14) bildet. Gerade im Zusammenhang von Anschauung und Sinnlichkeit bahnt Immanuel Kant bereits Grundlagen des geographischen Konzepts *place* (siehe Kapitel 2.3.2) an: „Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen, heißt **Sinnlichkeit**. Vermittelst der Sinnlichkeit also werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefert uns Anschauungen; durch den Verstand aber werden sie **gedacht**“ (Kant 1787/2013, S. 80; Hervorhebungen im Original). Denken, das nicht auf Anschauung und Sinnlichkeit bezogen sei, könne keinen Gegenstand hervorbringen (Kant 1787/2013, S. 80f.). Bezogen auf die Form der Anschauung fragt Immanuel Kant nach der „subjektiven Beschaffenheit unseres Gemüts“ (Kant 1787/2013, S. 85), die in diesem Verständnis grundlegende Berücksichtigung finden müsste. Er konkretisiert: „Wir können demnach nur aus dem Standpunkt eines Menschen, vom Raum [...] reden. Gehen wir von der subjektiven Bedingung ab, unter welcher wir nämlich von den Gegenständen affiziert werden mögen, so bedeutet die Vorstellung vom Raum gar nichts“ (Kant 1787/2013, S. 90). Immanuel Kant deutet an, was später von Benno Werlen in der handlungstheoretischen Sozialgeographie ausgeführt wird: die Hinwendung zum Subjekt. Dies bedeutet bei Immanuel Kant aber nicht etwa eine Abwendung vom Raum, vielmehr mani-

1 Einen interdisziplinären Überblick bieten Dünne/Günzel (2008) sowie Günzel (2010) und Günzel (2017); für einen Überblick des geographischen Raumdiskurses siehe z.B. Seebacher (2012); Hofmann (2015a, S. 21ff.).

festiert er ihn: „Man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, dass kein Raum sei, ob man sich gleich ganz wohl denken kann, dass keine Gegenstände darin angetroffen werden“ (Kant 1787/2013, S. 85). Trotz bzw. gerade weil der Raum als Affektion in Erscheinung tritt, gilt er als gegeben und nicht nur als Schein (vgl. Kant 1787/2013, S. 114f.): „Denn in der Erscheinung werden jederzeit die Objekte, ja selbst die Beschaffenheiten, die wir ihnen beilegen, als etwas gegebenes angesehen“ (Kant 1787/2013, S. 115). In dieser Lesart kann Immanuel Kant weder als Kontrapunkt noch transitiv zu Benno Werlen verstanden werden. Anders als Hans-Heinrich Blotevogel (1999, S. 8), der die Bedeutung des Subjekts in Kants Raumbegriff negiert, scheint er geradezu als Mittler zwischen „Raum-Fetischismus“ (Blotevogel 1999, S. 29) und „Raum-Exorzismus“ (ebd., S. 13) gelesen werden zu können.

Auch Pierre Bourdieu, der den Begriff des Sozialraums maßgeblich geprägt hat, spricht von einem ‚sowohl‘ des Sozialraums und einem ‚als auch‘ des physischen Raums (vgl. Bourdieu 2016, S. 115). Seine Auffassung unterscheidet sich damit von jener Niklas Luhmanns, der „das Raummedium ausschließlich als Wahrnehmungsmedium konzipiert“ (Pott 2016, S. 95).

2.2 HENRI LEFEBVRE: DIALEKTIK DER RAUMPRODUKTION

An diesem Gedanken setzt auch Henri Lefebvre an, der – ausgehend von einer Perspektive der Subjekte – von einer „Produktion des Raums“ (Lefebvre 2015, S. 330) spricht. „Not so many years ago, the word ‚space‘ had a strictly geometrical meaning: the idea it evoked was simply that of an empty area. In scholarly use it was generally accompanied by some such epithet as ‚Euclidean‘, ‚isotropic‘, or ‚infinite‘, and the general feeling was that the concept of space was ultimately a mathematical one. The speak of ‚social space‘, therefore, would have sounded strange“ (Lefebvre 1991, S. 1). Henri Lefebvre skizziert in diesen einleitenden Betrachtungen einen Wandel, der im interdisziplinären Raumdiskurs und in Folge des *spatial turns* unterdessen weitestgehend vollzogen wurde und der sich auch in der Geographie etabliert hat². Ein „(physical) natural space“ (ebd., S. 30) wird in diesem Verständnis nur noch zum „background of the picture“ (ebd.). Der Fokus der Betrachtung muss daher verschoben werden im Sinne

2 Dies wird u.a. von Martina Fuchs und Manfred Rolfes konstatiert: „Heute kann es als allgemeiner Konsens angesehen werden, dass Räume – wie jede Realität – als sozial konstruiert aufzufassen sind“ (2013, S. 54).

einer Abwendung von der rein physisch-materiellen ‚Realität‘ des Raumes: „It seems to be well established that physical space has no ‚reality‘ without the energy that is developed within it“ (ebd., S. 13). Diese ‚Energie‘ entsteht im Sozialen im Rahmen von Interaktion. Die in Kapitel 5 vorgestellten Resultate der Erhebungen in Korogocho können daher auch als Beispiele für *energies of social life* gesehen werden. Wenngleich Henri Lefebvre zunächst ausführt, dass der soziale Raum ein soziales Produkt sei (vgl. ebd., S. 26), muss konstatiert werden, dass Raum weniger Produkt, sondern vielmehr Prozess und damit im stetigen Entstehen und Wandel begriffen ist. Dies bedingt ferner, dass jede Gesellschaft ihren Raum konstruiert (vgl. ebd., S. 31), worin gerade der Prozesscharakter besteht: „This act of creation is, in fact, a *process*“ (ebd., S. 34; Hervorhebungen im Original). Betreffend der Raumforschung verschiebt sich der Akzent vom Betrachten der „*things in space*“ (ebd., S. 37) hin zur Untersuchung verschiedener Formen der „*production of space*“ (ebd.). Drei Konzepte werden zur Konkretisierung und Verdeutlichung der Dimensionen vorgeschlagen (nach ebd., S. 38f.): *spatial practice* (Räumliche Praxis), *representations of space* (Repräsentationen des Raumes), *representational spaces* (Räume der Repräsentation). Diese werden im Folgenden kurz charakterisiert:

- *Räumliche Praxis*: Durch gezieltes Entschlüsseln können die *spatial practices* einer Gesellschaft offenbart werden. Zu dieser räumlichen Praxis „wird alles gefasst, was einen wahrnehmbaren Raum herstellt“ (Dickel/Scharvogel 2012, S. 41). Insofern werden materielle Aspekte genau wie immaterielle betrachtet, alle „practices that structure the realities of urban life – daily rhythms, commutes, and comings-together“ (Horton/Kraftl 2014, S. 274). Dies kann in Bezug auf räumliche Strukturen verstanden werden, die für das Individuum nicht zuletzt einen Wiedererkennungswert haben und so zur Orientierung dienen. Darin wird aber auch der stets individuell unterschiedliche Charakter deutlich, da jedes Individuum andere Bereiche des weiten Feldes dessen, was einen wahrnehmbaren Raum herstellt, selektiert. Natürlich sind diese Räume aber nicht isoliert voneinander, sondern „always inter-related and inter-penetrated“ (Bertuzzo 2009, S. 30).
- *Repräsentationen des Raumes* sind „spaces conceived, planned and written about by professionals, planners and politicians“ (Horton/Kraftl 2014, S. 274), betreffen also den gedanklich erfassten und insofern konzipierten Raum (vgl. Schmid 2010, S. 216) und werden hinsichtlich Wahrnehmung und Konstruktion seitens verschiedener Akteurs- bzw. Interessensgruppen untersucht und ggf. dekonstruiert. Wahrnehmung und Konstruktion hängen also eng zusammen und bedingen sich. „Über die gedankliche Leistung, die mit der Produktion

von Wissen verbunden ist, können die wahrgenommenen Elemente in einen Sinnzusammenhang und dadurch in eine Ordnung gebracht werden, die dann als Raum betrachtet und bezeichnet wird“ (Dickel/Scharvogel 2012, S. 42). Gerade darin liegt die Gefahr der Manifestation der eigenen Wahrnehmung, die als bestimmte Ordnung gedanklich verfestigt und bisweilen nicht mehr oder nur wenig modifiziert wird. Es kommt also zum Verlust der Erkenntnis, dass Raumproduktionen ein Prozess sind und somit einem ständigen Wandel unterliegen. Der Nährboden für Vorurteile oder Stereotype hinsichtlich bestimmter Räume – und nicht zuletzt auch bezüglich Slums – liegt in diesem Aspekt mitbegründet. Auch Machtstrukturen können manifestiert werden, etwa wenn Stadtplanende und Architektinnen bzw. Architekten ihre Vorstellungen von Raumnutzungen durchzusetzen gedenken (vgl. Günzel 2017, S. 80). Mittels reflexiver Fotografie erhobene Daten bieten durchaus das Potenzial, dieser möglichen Dominanz formeller bzw. *top-down*-gesteuerter Planungsprozesse etwas entgegenzusetzen, indem nämlich die Raumkonstruktionen der *grassroots people* abgebildet werden (siehe Kapitel 4 und 5).

- *Räume der Repräsentation* verstehen „space as directly lived through its associated images and symbols, and hence the space of ‚inhabitants‘ and ‚users‘, but also of some artists [...]. This is the dominated – and hence passively experienced – space which the imagination seeks to change and appropriate. It overlays physical space, making symbolic use of its objects“ (Lefebvre 1991, S. 39, Hervorhebungen im Original). Der unmittelbar gelebte bzw. erlebte Raum der Alltagspraktiken als „experience of particular places“ (Horton/Kraftl 2014, S. 274) nimmt insbesondere immaterielle Bereiche wie Empfindungen und Erlebnisse, aber auch Symbolisches in den Blick (vgl. Dickel/Scharvogel 2012, S. 42). Dadurch wird das hohe Maß an Individualität deutlich, denn jeder Mensch empfindet und erlebt in unterschiedlicher Weise; dabei schreibt jeder Räumen Bedeutung zu (vgl. Horton/Kraftl 2014, S. 274). Bedeutungszuschreibungen sind es, die erlebte und gelebte Räume produzieren (vgl. Schmid 2010, S. 208). „Räume der Repräsentation [...] repräsentieren gesellschaftliche ‚Werte‘, Traditionen, Träume – und nicht zuletzt auch kollektive Erfahrungen und Erlebnisse“ (ebd., S. 223; siehe auch Bertuzzo 2009, S. 31). Edward Soja interpretiert diesen Raum insbesondere in Bezug auf die Bedeutung für sog. marginalisierte Bevölkerungsgruppen: Es sind die „‚beherrschten Räume‘ [...] der Marginalisierten. [...] Es sind die bevorzugten Räume des Kampfes, der Befreiung, der Emanzipation“ (Soja 2005, S. 109). Er deutet damit eine Kritik an der Zuschreibung des ‚Marginalisiert-Seins‘ an und verweist auf das Potenzial zur Gestaltung (im Sinne von ‚Befreiung‘ und ‚Emanzipation‘), wie es sowohl in Kapitel 5 der vorliegenden Arbeit als auch in den Reflexionen der

Ansätze Paulo Freires deutlich wird (vgl. 1973; siehe auch Kapitel 9.2.1). Anke Vogelpohl macht das Verhältnis von Raum und Ungleichheit entsprechend deutlich: „Es geht darum, gesellschaftliche Probleme wie Ungleichheit und Entfremdung zu thematisieren und zu verstehen, wie sie über den Raum hergestellt werden. Zugleich geht es aber auch darum, deren Überwindung und eine Gesellschaft, in der gleiche Lebenschancen für alle und Selbstbestimmung realisierbar sind, für möglich zu halten und für diese zu kämpfen“ (Vogelpohl 2014, S. 26).

Es wird deutlich, dass vor dem Hintergrund der Individualität sozialer Räume eine Vielzahl von Räumen nebeneinander besteht (vgl. Lefebvre 1991, S. 86f.; Schmid 2010, S. 215). Aber auch wenn – insbesondere betreffend der Räume der Repräsentation – Empfindungen individuell unterschiedlich sein können, so dürfen doch kollektive Erlebnisse nicht ausgeblendet werden (vgl. Schmid 2010, S. 223). Dies gilt gerade für symbolische Bedeutungen und zeigt sich auch in den Daten der vorliegenden empirischen Erhebung. Raum *kann* also *auch* gesellschaftlich gedacht werden. Es gilt demnach zu hinterfragen,

„warum und wie umfassende (wirtschaftliche, soziale, politische, kulturelle) Prozesse den urbanen Raum geformt und die Stadt modelliert haben, ohne dass die schaffende Tätigkeit unmittelbar und deduktiv aus diesem Prozess folgt. Sie haben die städtischen Zeiten und Räume tatsächlich beeinflusst, indem sie Gruppen erlaubt haben, dorthin einzudringen, sie zu übernehmen, sich anzueignen; und dies, indem sie den Raum erfinden, ihn (um eine Metapher zu verwenden), herausmeißeln“ (Lefebvre 2016, S. 88).

Wie die Auswertung der erhobenen Daten in Korogocho zeigt (vgl. Kapitel 5) sind es insbesondere wirtschaftliche, soziale und kulturelle Prozesse, die im urbanen Kontext des Slums zu beobachten sind. Diese Aktivitäten sind alle zugleich politisch; sie sind politisch insofern, da sie als zivilgesellschaftliches Engagement und *Bottom-up*-Maßnahmen einer jungen Generation bezeichnet werden können, die von gewählten Politikerinnen und Politikern bzw. Regierungen nicht im eigentlichen Sinne enttäuscht sind, sondern erst gar keine Erwartungen an diese Personen bzw. Institutionen haben (vgl. Eberth 2016b). Die Jugendlichen tragen mit ihren unterschiedlichen Formen von Partizipation und Gestaltung dazu bei, einen für die Bewohnenden Korogochos geeigneten Raum ‚herzustellen‘: „Es geht [...] darum, eine gesellschaftliche Tätigkeit *räumlich zu verorten*, die mit einer Praxis in ihrer Gesamtheit verbunden ist, indem ein geeigneter Raum *hergestellt* wird“ (Lefebvre 2016, S. 206; Hervorhebungen im Original). Wird also der Raum im Sinne Henri Lefebvres als „Ergebnis gesellschaftlicher

Produktionsprozesse“ (Dickel/Scharvogel 2012, S. 40) verstanden, bedarf es der Analyse weiterer gesellschaftsrelevanter Konzepte, was in den Kapiteln 2.3–2.5 erfolgt.

Für das vorliegende Forschungsvorhaben bedeutet dies, dass der Fokus auf den Prozess der Raum*produktion* zu legen ist: „Der Raum an sich ist uns [...] nicht direkt zugänglich. Vielmehr können wir Raum nur im Prozess seiner Produktion erfassen“ (Dickel/Scharvogel 2012, S. 38; siehe auch 2013, S. 63). In diesem Verständnis lässt sich Raum also „nur aus der jeweiligen Gesellschaft heraus erschließen und verstehen“ (Schmid 2010, S. 30). Inwiefern die Methode reflexive Fotografie dazu geeignet ist, Formen der Raumproduktion als Alltagspraxis der Gesellschaft (vgl. Schmid 2010, S. 66) abzubilden bzw. *sichtbar* zu machen, wird in Kapitel 4 erörtert. Um dazu eine ausreichende theoretische Basis im Sinne eines klaren Raumverständnisses vorliegen zu haben, bedarf es zunächst der Betrachtung weiterer Raumkonzepte, denn: „Could space be nothing more than the passive locus of social relations, the milieu in which their combination takes on body, or the aggregate of the procedures employed in their removal? The answer must be no“ (Lefebvre 1991, S. 11). Dieses Zitat Henri Lefebvres erscheint als passende Überleitung zu ausgewählten Raum- bzw. Schlüsselkonzepten der zeitgemäßen Humangeographie, da diese gleichsam dort ansetzen, wo Henri Lefebvres „no“ zunächst verhält.

2.3 ZUR SUBJEKTIVEN KONSTITUTION VON RAUM: AUSGEWÄHLTE SCHLÜSSELKONZEPTE DER KULTURGEOGRAPHIE

Dies Von einer ursprünglich deterministischen Auffassung – insbesondere durch Friedrich Ratzel vertreten – hat sich die Geographie im Laufe des 20. Jahrhunderts immer stärker einer possibilistischen Phase zugewandt (vgl. Brogiato 2005, S. 61f.). Die von Paul Vidal de la Blache geprägte Phase des Possibilismus, die die prinzipielle Möglichkeit der Prägung des Raums durch den Menschen vertritt, kann insofern als Wegbereiter der modernen Sozialgeographie gedeutet werden (vgl. Günzel 2017, S. 42). Im deutschsprachigen Diskurs wird diese aktuell insbesondere durch die Ansätze Benno Werlens geprägt, der in seinem Verständnis einer handlungstheoretischen Sozialgeographie zahlreiche Aspekte der internationalen und interdisziplinären Raumdiskurse aufgreift. Den Kern seiner Ausführungen bildet das alltägliche Geographie-Machen von Individuen, was in der Summe zum Machen von Geographien führt:

„Die Akzentuierung der Pluralität von Geographie als Geographien bringt eine Akzentverschiebung in der Weltbetrachtung zum Ausdruck. Spricht man von der Geographie, dann ist damit in der Regel die räumliche Ordnung und die räumliche Lage der Objekte: die Geographie der Objekte angesprochen. Ist jedoch von den Geographien die Rede, dann ist damit nicht primär räumliche Ordnung, sondern das ‚Machen‘ von Geographien gemeint. Diese Konzentration auf die Konstitutionen von Geographien schließt die Betonung jener Instanz ein, welche diese Geographien generieren: die Subjekte“ (Werlen 2010b, S. 234).

Es verschiebt sich sodann die Forschungsperspektive, insofern nicht mehr der Raum als solcher das geographische Forschungsobjekt bildet, „sondern die menschlichen Tätigkeiten unter bestimmten räumlichen Bedingungen“ (Werlen 2010b, S. 17). Das heißt, es sollte beabsichtigt werden „jene Geographien zu erforschen, die täglich von den handelnden Subjekten von unterschiedlichen Machtpositionen aus gemacht und reproduziert werden“ (ebd.). Benno Werlens Ausführungen beinhalten einige Aspekte, die auch in den nachfolgend skizzierten Schlüsselkonzepten der Kultur- und Sozialgeographie von grundlegender Relevanz sind. Im Zentrum entsprechender Forschungen steht dabei „das gleichwohl körperliche und handelnde Subjekt – als Grundlage der Herstellung (gesellschaftlicher) geographischer Verhältnisse“ (Werlen 2010a, S. 208). Raum kann – aus diesem Blickwinkel gesehen – verstanden werden „als von Subjekten sinnhaft konstruierte soziale Wirklichkeit“ (Werlen 2010a, S. 281). Die von Benno Werlen provozierten Diskurse verbleiben nicht auf einer rein theoretischen Ebene, sondern haben Einfluss auf die Methodologie der Disziplin Geographie, was sich etwa in der stärkeren Etablierung qualitativer Methoden zeigt.³ „Das primäre Ziel dieser Geographie ist entsprechend nicht mehr die Erforschung von Regionen und Räumen. Die Kernaufgabe besteht darin, alltägliches Geographie-Machen auf wissenschaftliche Weise zu untersuchen“ (Werlen 2010a, S. 275). Ist das Geographie-Machen Gegenstand einer empirischen Erhebung, entsteht unweigerlich die Frage nach dem Verhältnis des Subjekts zur Gesellschaft:

„Wenn das Subjekt ins Zentrum der Sozialgeographie gestellt wird, erhebt sich die entscheidende Frage, wie man das Subjekt sieht: eher als ein in soziale Systeme eingebundenes, durch Machtstrukturen und das Anregungsmilieu des lokalen Kontextes beeinflusstes sowie durch die Kultur geprägtes Subjekt, das nur eine beschränkte und je nach Situation variierende Handlungsautonomie hat, oder eher als autonomes, rational handelndes, geschlechtsloses, ohne familiäre Wurzeln und ohne peer group aufgewachsenes Wesen, das

3 Dies wird z.B. in der zunehmenden Anzahl entsprechender Sammelbände deutlich (siehe u.a. Dwyer/Limb 2001; Wintzer 2018a).

von räumlichen Strukturen, vom lokalen Kontext und von der Kultur mehr weniger uneinflusst bleibt“ (Meusburger 1999, S. 96)?

Diese Gedanken Peter Meusbürgers sollten im Rahmen der empirischen Erhebung (Empirie I) im Blick behalten werden. Es wird zu diskutieren sein, wo die Grenzlinien zwischen Individuum und Gesellschaft (*community*) liegen (siehe Kapitel 5.2.3) und inwiefern Beeinflussungen handlungsleitend sind. Gill Valentine beschreibt den *community*-Gedanken (unter Bezug auf Yeo/Yeo 1988, S. 21) „as a positive social relationship embracing a sense of shared identity and mutually caring social relationships“ (2001, S. 111) und deutet damit die Bedeutung der *community* für und den Einfluss auf das Individuum an. Martina Löw und Gabriele Sturm stellen aus soziologischer Perspektive die Bedeutung der Gesellschaft in Bezug auf den Raum als ein Produkt sozialer Prozesse deutlich heraus, wenn sie Raum verstehen als „sowohl Gesellschaft strukturierend als auch durch Gesellschaft strukturiert“ (2005, S. 31). Eine auf das Untersuchungsgebiet bezogene Reflexion des *community*-Begriffs unterstützt diese Lesart (siehe Kapitel 3.4) ebenso wie die Bedeutung von Kultur, die in Kapitel 2.5 dargestellt wird.

Die Bedeutung der Subjekte als Akteure wird auch in den nachfolgend skizzierten ausgewählten Schlüsselkonzepten der Kulturgeographie deutlich. Während die Ansätze Henri Lefebvres die fachwissenschaftliche Basis dieser Arbeit bilden, geben die Schlüsselkonzepte auch eine fachdidaktische Orientierung (vgl. Meyer 2015, S. 182f.; Uhlenwinkel 2013a, S. 4f.). Indirekt wird auch in diesen Konzepten ein Bezug zu den Ansätzen Henri Lefebvres erkennbar. Für die Anwendung im schulgeographischen Bereich erweisen sich die Schlüsselkonzepte allerdings als leichter zugänglich bzw. unterrichtspraktisch umsetzbar⁴.

2.3.1 *Space*

Dies *Space* wird als klassischer geographischer Raum verstanden, der etwa kartographisch erfasst werden kann und „innerhalb dessen sich Menschen und Objekte sowie deren Beziehungen an spezifischen Standorten verorten lassen“ (Freytag 2014, S. 16). Berücksichtigung finden Objekte jeglicher Größe, alles – und sei es auch noch so klein – ist Raum bzw. Teil des Raums als *space* (vgl. Thrift 2006, S. 140). *Space* kann als strukturierender Rahmen menschlicher Handlungen verstanden werden: „Space [...] has been seen in distinction to place

4 Dies ist eine persönliche Meinung des Verfassers dieser Arbeit; sehr wohl liegen geographiedidaktische Publikationen vor, die entlang der Theorie Henri Lefebvres ein didaktisches Referenzschema darlegen (siehe dazu Dickel/Scharvogel 2012).

as a realm without meaning – as a ‚fact of life‘ which, like time, produces the basic coordinates for human life“ (Cresswell 2004, S. 10). Dies mag einer der Gründe sein, warum die exakte Beziehung zwischen Gesellschaften und *space* bislang kaum theoretisch präzisiert werden kann (vgl. Lambert/Morgan 2010, S. 72). Konkrete Abgrenzungen einzelner *spaces* oder Raumausschnitte sind daher auch nahezu unmöglich, da alles auch in einem erweiterten Kontext oder anderen Fokus betrachtet werden kann: „There is no such thing as boundary. All spaces are porous to a greater or lesser degree“ (ebd.). Dieser Aspekt ist auch Teil der Definition Doreen Masseys, die das Konzept *space* wie folgt beschreibt:

„First, that we recognise space as the product of interrelations; as constituted through interactions, from the immensity of the global to the intimately tiny. [...] Second, that we understand space as the sphere of possibility of the existence of multiplicity in the sense of contemporaneous plurality; as the sphere in which distinct trajectories coexist; as the sphere therefore of coexisting heterogeneity. Without space, no multiplicity; without multiplicity, no space. [...] Multiplicity and space as co-constitutive. Third, that we recognise space as always under construction. Precisely because space on this reading is a product of relations-between, relations which are necessarily embedded material practices which have to be carried out, it is always in the process of being made. It is never finished; never closed“ (Massey 2005, S. 9).

Treffend fasst Doreen Massey Verbindungen zwischen Orten verschiedener Maßstabsebenen, Pluralität bzw. Heterogenität und stetige Veränderungen bzw. eine Prozesshaftigkeit als Charakteristika von *spaces* zusammen. Geradezu grundlegend ist die Bedeutung dieses Konzepts, insofern *space* gleichsam als Orientierungsrahmen essenziell erscheint: „It is no longer a by-product of something deeper or a convenient prosthetic or a concrete assay but, rather, pre-treated as it increasingly may be and made up of fragments as it undoubtedly is, it is the very stuff of life itself“ (Thrift 2006, S. 145). In der deutschsprachigen Geographie findet dieses Raumverständnis beispielsweise in Zusammenhang mit Walter Christallers Theorie der zentralen Orte Berücksichtigung (vgl. Christaller 1933). Das primäre Interesse liegt dabei „in der Aufdeckung von Gesetzmäßigkeiten in räumlichen Verteilungs- und Verbreitungsmustern“ (Werlen 2008, S. 184). Während derlei Perspektive zwar für die Vorhaben der Raumplanung nützlich sein kann (was gerade auch in Bezug auf Walter Christaller zutrifft, etablierte sich doch sein Konzept als eine Grundlage der Raumplanung in Deutschland; vgl. Brogiato 2005, S. 66), kann darin aber auch eine Brisanz liegen, wenn der als *space* verstandene Raum zum Spielball und Machtinstrument verschiedener Gruppen im Kontext unterschiedlicher Raumkonstruktionen wird: „Because

space is mappable, it can be subject to mastery by society. In particular, space can be subject to mastery by dominant groups who can view spaces as ‚empty‘ and ready to be ‚planned‘ or ‚colonised‘“ (Horton/Kraftl 2014, S. 267). Gerade in Bezug auf die Wahrnehmung informeller Siedlungsgebiete in Kenia wird die Brisanz dieser Sichtweise deutlich: UN-Habitat und das *Kenya Slum Upgrading Programme* (KENSUP) ließen Wellblechhütten in Soweto East, einem Teil des Slums Kibera (Nairobi), niederreißen, um dort Apartmenthäuser zu errichten. Diese stehen heute teilweise leer, da sich kaum einer der potenziellen Mietenden die im Vergleich zu den Wellblechhütten viel höheren Mieten hätte leisten können (vgl. Eberth 2017b, S. 169). Der Blick des Stadtplanenden war also ein Blick rein von außen; die ‚Innensicht‘ des Alltagslebens im Slum, welche Hinweise auf Bedürfnisse und angepasste Maßnahmen hätte geben können, fehlte. Hier wurde ein *space* geplant, der nicht als *place* wertgeschätzt und verstanden wurde. Die Analyse der Planenden erweist sich somit als einseitig, da der urbane Raum zwar als „spatial“, als existierend „in space“ (Massey 1999, S. 159), erfasst wurde, aber nicht die mit Bedeutung versehenen Raumkonstruktionen (als *places*) der in jenem *space* Lebenden erkannt wurden: „places are manifestations of a deeply felt involvement with those places by the people who live in them, and that for many such a profound attachment to place is as necessary and significant as a close relationship with other people. It is therefore disturbing that so much planning and remarking of landscapes proceeds apparently in ignorance of the importance of place“ (Relph 1976, S. 1). In ähnlicher Weise gilt dies für die Rezeption der urbanen Räume eines Slums aus europäischer Sicht. Inzwischen anachronistische Vorstellungen von ‚Armut‘ und ‚Elend‘ haben sich manifestiert (vgl. Kapitel 3.2.1), die stetigen Veränderungen als wichtiges Charakteristikum von *spaces* (vgl. Thrift 2006, S. 141; Horton/Kraftl 2014, S. 275) werden ausgeblendet. Aufgrund ähnlicher Beobachtungen spricht Stephen Crossley dem Konzept *space* daher die Relevanz ab (vgl. 2017, S. 1). Insofern erscheint eine abschließliche Betrachtung des Raumes als *space* offenbar nicht ausreichend.

2.3.2 Place

Die am Beispiel der *Slum-Upgrading*-Maßnahmen in Nairobi skizzierte Problematik kann durch eine Ergänzung des Konzepts *space* gelöst werden, wie sie Edward Relph im o.g. Zitat bereits konkretisiert. Als *place* verstanden, erfährt die Betrachtung insofern eine Erweiterung, als das Konzept *place* „neben der materiellen Dimension von Orten auch deren Wahrnehmung, die symbolischen Bedeutungen und die Aufenthaltsqualität beinhaltet“ (Freitag 2014, S. 16). Es öffnet sich also der Blick in Richtung einer ganzheitlicheren Perspektive, die zugleich aber auch immer Fragment bleiben wird. Der fragmentarische Charakter

liegt in der Individualität der Raumwahrnehmung begründet, insofern als Menschen einem Ort durchaus unterschiedliche Bedeutungen zuweisen, die sich ergänzen, aber auch ausschließen können (vgl. Uhlenwinkel 2013b, S. 183). „All sorts of people, things and ideas from all sorts of places make them [local places; Anmerkung des Verfassers] what they are“ (Horton/Kraftl 2014, S. 279). Diversität ist also ein prägendes Raummerkmal, welches die Mannigfaltigkeit der ‚Geographie-Machenden‘ kennzeichnet. In Bezug auf die Hip-Hop-Kultur macht Touré diesen Zusammenhang deutlich: „Ich lebe in einem Land, das kein Kartograph jemals fassen kann. Ein Ort mit eigener Sprache, Kultur und Geschichte [...]. Wir sind eine Kultur ohne genaues Entstehungsdatum, ohne ein räumlich existierendes Land, ohne einen einzigen Meinungsführer“ (Touré 1999, zitiert nach Mager 2008, S. 326).

Wie einleitend angedeutet, handelt es sich bei *space* und *place* nicht um zwei gänzlich getrennt voneinander zu betrachtende Phänomene, was bereits in den Arbeiten Kevin Lynchs in den 1960er-Jahren deutlich wird: „Die beweglichen Elemente einer Stadt – insbesondere die Menschen und ihre Tätigkeiten – sind genauso von Bedeutung wie die stationären physischen Elemente“ (Lynch 2013, S. 10). Für Forschende und Planende bedeutet dies eine Verschiebung der Perspektiven und Hinwendung zu den Menschen als handelnde Akteure: „Place incarnates the experiences and aspirations of a people. Place is not only a fact to be explained in the broader frame of space, but it is also a reality to be clarified and understood from the perspective of the people who have given its meaning“ (Tuan 2016, S. 133). Dies bedeutet allerdings auch, dass anerkannt werden muss, dass Räume in diesem Sinne als subjektive Konstruktionen verstanden werden müssen: „The first step in our argument is to realize that places are constructed, constructed not simply in the physical-engineering sense, but more profoundly that they are objects given meaning by a subject and that their reality is thereby socially constructed and socially contingent. It follows from this that place is an idea as well as an object and likely to have multiple reality to groups with varied concerns“ (Ley 1983, S. 133).

Um zu ermesen, wie sich das Konzept *place* als Erweiterung zu *space* konkret verstehen lässt, lohnt ein Blick in die Reflexionen Michel Foucaults zu „Anderen Räumen“. Er führt aus, „[...] dass wir nicht in einem homogenen und leeren Raum leben, sondern in einem Raum, der mit Qualitäten aufgeladen ist, der vielleicht auch von Phantasmen bevölkert ist. Der Raum unserer ersten Wahrnehmung, der Raum unserer Träume, der Raum unserer Leidenschaften – sie enthalten in sich gleichsam innere Qualitäten“ (Foucault 2016, S. 125). Erst durch diese „inneren Qualitäten“ (ebd.) kann ein Bezug, eine Verbindung zu bzw. mit einem Raum aufgebaut werden – erst so kann aus einem *space* ein per-

sönlicher *place* werden; *places* können also verstanden werden als „[...] spaces which people have made meaningful“ (Cresswell 2004, S. 7). Wie der Begriff *meaning* bzw. *meaningful* in diesem Zusammenhang verstanden werden kann, führt Edward Relph näher aus. Er verweist dabei auf die Notwendigkeit der Involvierung individueller und kultureller Aspekte und Berücksichtigung verschiedener Interessen, Erfahrungen und Perspektiven (vgl. Relph 1976, S. 47). Es ist also die Zuschreibung von Bedeutung zu einem Raum, die ihn zu einem für das Individuum wichtigen, ja wertvollen Ort macht: „What begins as undifferentiated space becomes place as we get to know it better and endow it with value“ (Tuan 1977, S. 6). Die Art seiner Bedeutung kann für verschiedene Menschen sehr unterschiedlich sein. Steven Hoelscher konkretisiert diesen Aspekt in Bezug auf Yi-Fu Tuan: „Place is thus created from space when people care about it, [...] when they invest it with their time, money, fear, anxiety, love and antagonism“ (2011, S. 251f.). Erst durch eine Aufwertung des Raumes durch eine Zuschreibung von (symbolischen) Bedeutungen kann Verbundenheit entstehen, die als Aufenthaltsqualität empfunden werden kann: „A deep relationship with places is as necessary, and perhaps as unavoidable, as close relationship with people; without such relationships human existence, while possible, is bereft of much of its significance“ (Relph 1976, S. 41; siehe auch Taylor 2005, S. 14). Diese Verbindung von Menschen zu Orten kann als *sense of place* bezeichnet werden; dieser „beschreibt die Bindung einer Person oder einer Gruppe an einen Ort, das dort entstehende Gemeinschaftsgefühl und die tatsächliche Abhängigkeit von diesem als Grundpfeiler der Wohlbefindens“ (Rudersdorf 2016, S. 110). *Sense of place* als übergeordnetes Konzept umfasst dabei die Aspekte einer *place identity* als kognitiver und eines *place attachments* als affektiver, also auf Gefühlen und Emotionen basierenden Bindung zum Raum sowie einer *place dependence* als funktionaler Raumbindung (vgl. Jorgensen/Stedman 2001; Hernandez et al. 2014). Folgende Aspekte geben nach Michael Bradford (2000, S. 312) Hinweise auf Existenz, Art und Ausmaß eines *sense of place*. Sie verdeutlichen zugleich die Mannigfaltigkeit der Aspekte, die Berücksichtigung finden können, wenn der *sense of place* erforscht wird:

- *imagination*
- *difference*
- *emotional feelings*
- *injustice*
- *inequality*
- *protest*
- *inspiration*
- *complexity*
- *fun*
- *language*
- *views*
- *sounds*
- *physical feelings*
- *smells*

Edward Relph formuliert als *essence of place* eine noch weitergehende Bedeutung: „The essence of place lies not so much in these [physisch-materielle Aspekte; Anmerkung des Verfassers] as in the experience of an ‚inside‘ that is distinct from an ‚outside‘. [...] To be inside a place is to belong to it and to identify with it, and the more profoundly inside you are the stronger is this identity with the place“ (Relph 1976, S. 49). „To be human“ (ebd., S. 1) bedeutet für ihn „to have and to know *your place*“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Die tatsächlich essenzielle Bedeutung des Raumes und einer Subjekt-Raum-Verbindung wird in diesen Ausführungen deutlich.

Demgegenüber steht die Möglichkeit von Marginalisierung und Exklusion: „Those people who cannot have a space to make place may be ‚out of place‘, ‚dis-placed‘, ‚home-less‘“ (Horton/Kraftl 2014, S. 269). Gill Valentine verdeutlicht diesen Aspekt beispielhaft anhand eines nicht geouteten homosexuellen Familienmitglieds, das sich ‚zu Hause‘ fremd fühlen kann: „Lesbians living in the ‚family‘ house who have not ‚come out‘ to their parents can find that a lack of privacy from their parental gaze constraints their freedom to perform the ‚lesbian‘ identity ‚at home‘ and to have friends and partners to stay“ (2011, S. 84)⁵. Auch den Bewohnenden eines Slums wird bisweilen unterstellt, dass sie ‚out of place‘ oder marginalisiert seien. Wie die Ergebnisse der vorliegenden empirischen Erhebung zeigen (Empirie I), muss dem widersprochen werden, denn es wird deutlich, dass und inwiefern ihr *place* für sie im Sinne eine *place attachments* bedeutsam ist (siehe Kapitel 5).

In Bezug auf die Erforschung der bedeutungsvollen Aneignung des Raumes als *place* muss konstatiert werden, dass es insbesondere nicht quantitativ messbare Faktoren sind, die für das Verständnis solcher sog. sozialer Räume entscheidend sind (vgl. Schlottmann et al. 2014, S. 100). Dieses Verständnis hat Auswirkungen auf methodologische Überlegungen. So lässt sich der sozial konstruierte Raum kaum kartographisch erfassen⁶, da die Grenzen von Karten in ihrem Charakteristikum liegen, dass sie „bestimmtes Wissen präferieren und bestimmte Weltansichten konstruieren, andere dagegen diskriminieren oder gar ausschließen“ (Wardenga 2012, S. 143), weshalb sie auch als Instrument von Macht missbraucht werden können. Stellen Karten eine reduzierte Sicht auf die Welt

5 Diesen Aspekt führt auch Didier Eribon sehr anschaulich und ausführlicher als Gill Valentine aus (vgl. Eribon 2017, S. 96f.).

6 Dies gilt zumindest im Verständnis klassischer Kartographie; neuere Ansätze subjektiver und reflexiver Kartographien versuchen, einen veränderten Umgang mit dem Medium Karte zu etablieren (siehe dazu u.a. Pettig 2019; Gryl 2016; Daum/Hasse 2011).

dar und wird diese Sicht womöglich manifestiert, widersprechen sie dem Anspruch des Raumkonzepts *place*. Vielmehr muss es möglich werden, dass die Handlungen der Individuen und ihre raumkonstituierenden Auswirkungen fokussiert werden: „Die räumliche Wirklichkeit erschließt sich demnach über den analytischen Blick auf Handlungen, welche der (existierenden) materiellen und demnach auch absolut-räumlichen Welt Sinn und Bedeutung verleihen“ (Schlottmann 2013, S. 192). Benno Werlen spricht in diesem Zusammenhang von der „Bedeutungskonstitution räumlicher Lebensweltausschnitte“ (1997, S. 264), die „insbesondere mit emotionalen Bezügen zu bestimmten Orten“ (ebd.) einhergehen. Insofern kann das Konzept *place* in Bezug gesetzt werden zu den Konzepten *Emotional Geographies* und *Everyday Geographies*, die helfen, einen besseren Zugang zum Konzept *place* zu erhalten.

2.3.3 *Emotional Geographies* und *Everyday Geographies*

Dass einige Autorinnen und Autoren bereits von einem „emotional turn“ (Bondi et al. 2005) sprechen, zeigt die zunehmende Bedeutung des Forschungsfelds *emotional geographies*. Galt Emotion im Forschungskontext lange Zeit als unwissenschaftlich und nicht repräsentativ (vgl. Horton/Kraftl 2014, S. 223f.), so wird ihre Betrachtung unterdessen immer wichtiger⁷. Dies wird nachvollziehbar, wenn Emotionen verstanden werden als „ways of knowing, being and doing“ (Pile 2010, S. 6; mit Bezug auf Anderson/Smith 2001). In diesem Verständnis liegt das Ziel der *emotional geographies* darin zu „untersuchen, wie Emotionen in Räumen des alltäglichen Lebens er- und gelebt werden“ (Schurr 2014, S. 149). Geographisch interessant werden Emotionen auch deshalb, weil sie nicht nur unsere Inwelt berühren, sondern auch Einfluss auf die Art und Weise unseres sozialen Interagierens nehmen. „Almost self-evidently, how we feel (about ourselves, others, issues, spaces and situations) is important in shaping our interactions with other human beings“ (Horton/Kraftl 2014, S. 230). Insofern ermöglicht eine entsprechende Betrachtungsweise kritisches Fragen, insbesondere bezüglich Machtverhältnissen und ethischer Aspekte (vgl. Laliberté/Schurr 2016, S. 72). Emotionen sind aber auch raumbezogen; dies kann einerseits individuelle Empfindungen betreffen – z.B. Angsträume – oder sie können ihren Ursprung haben in „broader inequitable cultural politics, and social geographies of identity, inclusion and exclusion“ (Horton/Kraftl 2014, S. 233). Gerade in diesem Aspekt wird deutlich, dass sich ein ursprüngliches Gefühl von Inklusion auch schnell zu einem Gefühl der Exklusion verändern kann, was dazu führt, dass

7 Siehe dazu auch Hasse (2012, S. 16f.).

man sich *out of place* (siehe Kapitel 2.3.2) fühlt. Die Konstitution des Raumes als *place* basiert ebenso auf einer emotionalen Bindung, wie auch auf rationalen Gründen, die miteinander einhergehen: „Our making of places and peoples is guided by rational as well as emotional processes“ (Nyairo 2006, S. 73). Im Zuge des *cultural turns* in den Sozialwissenschaften wurde in diesem Zusammenhang die Forderung artikuliert, vermehrt einen Fokus auf Orte, Praktiken und Anliegen des Alltäglichen, des Alltagslebens, zu richten (vgl. Horton/Kraftl 2014, S. 183). Mit dem Alltäglichen ist bisweilen das Unspektakuläre verbunden: sowohl Orte als auch Tätigkeiten können geradezu banal erscheinen, wie etwa das Warten auf den Bus, die Routine beim Aufhängen frisch gewaschener Wäsche, der *small talk* in der Kaffeeküche, das unscheinbare Café um die Ecke. Zusammenfassend ist unter *everyday geographies* gleichsam die „all-around-us-ness“ (ebd.) zu verstehen. Dies darf aber nicht dahingehend missverstanden werden, dass nur eine Umgebung relevant sei; vielmehr muss diese vom Mensch als Subjekt aus gedacht werden. Interessant sind die „everyday lives, stories, emotions of people inhabiting societies and cultures“ (Horton/Kraftl 2014, S. 184), die immer aber in Bezug auf ihre Bedeutung zur Konstitution von *places* gedacht werden müssen: „A geography of the everyday might simply be defined as concerned with the places in which everyday activities occur“ (Holloway/Hubbard 2001, S. 36). Der deutschsprachige Diskurs um die Erforschung der ‚Alltagswelt‘ zu Zeiten der klassischen Geographie ist u.a. in Wolfgang Isenberg (1985) nachzuvollziehen. Aktuell besteht seitens der Sozial- und Kulturgeographie ein klares Interesse am Alltäglichen. Der Fokus entsprechender Ansätze ist insbesondere gerichtet „auf das Geschehen im Alltag und fokussiert je nach Standpunkt unterschiedliche Aspekte der Alltagspraxis“ (Lippuner 2005, S. 26). Im Alltäglichen werden Beziehungen zwischen Gesellschaft und Raum (re-) produziert (vgl. ebd.). In Bezug auf Forschungen in urbanen Räumen des sog. Globalen Südens fordern demnach auch Abdou Maliq Simone und Edgar Pieterse eine Hinwendung zu den „affective dynamics of everyday urbanism“ (2017, S. xvii). Aus geographischer Perspektive ist das Schlüsselkonzept *everyday geographies* daher relevant, auch weil es unmittelbar mit dem Konzept *place* zusammenhängt: „Place is where everyday life is *situated*“ (Merrifield 1993, S. 522; Hervorhebungen im Original; siehe auch Lambert/Morgan 2010, S. 91). Henri Lefebvre sieht im Alltagsleben geradezu den „real centre of social practice and [...] the source of any form of social cognition“ (Bertuzzo 2009, S. 26). Die Korrelation von Handlung, Kultur und Gesellschaft im Kontext des Alltagslebens verdeutlicht John Eyles, der dabei auch Aspekte der Sozialisation anspricht:

„Through our actions in everyday life we build, maintain and reconstruct the very definitions, roles and motivations that shape our actions. We continuously maintain the culture and society that are the unquestioned background to our experience. But our actions do not occur within a vacuum. The patterns and meanings of, and reasons for, human actions are structured into and by the societies into which we are born. We both create and are created by society, and these processes are played out within the context of everyday life“ (Eyles 1989, S. 103).

Insofern muss in methodologischer Hinsicht reflektiert werden, dass zur Erforschung des Alltagslebens kein Ansammeln und Auswerten von Fakten genügt. Vielmehr muss es möglich werden, gleichsam hinter die Fakten zu schauen, um Aspekte der Alltagspraxis wirklich abbilden zu können (vgl. Dwyer/Limb 2001, S. 1). Um dies eingehender zu verstehen, ist eine Reflexion von Kulturbegriffen aus geographischer Perspektive hilfreich.

2.4 FACETTEN VON KULTUR AUS GEOGRAPHISCHER PERSPEKTIVE

Wenn Sozialgeographie verstanden wird als „the study of social relations and the spatial structures that underpin those relations“ (Johnston et al. 2000, S. 763), dann verschieben sich im Zuge des *cultural turns* in der Humangeographie die Akzente weg von rein raumstrukturellen Betrachtungen hin zur Erforschung von „identity, meanings, representations and so on“ (Valentine 2001, S. 1). Die drei von Gill Valentine genannten Kriterien können durchaus als Klimax gelesen werden, da die Komplexität hinsichtlich der Möglichkeiten der Untersuchung derselben von Identität über Bedeutung(-szuschreibung) und Repräsentation zunimmt. Entscheidend dabei ist, dass es in dieser Perspektive keine vollkommene Objektivität gibt und insbesondere kulturelle Unterschiede zu berücksichtigen sind. Mit Bezug auf marxistische Diskurse fasst Gill Valentine diesbezüglich zusammen, dass Raum zu verstehen ist als „the product of social forces, observing that different societies use and organize space in different ways“ (2001, S. 3). Gerade hinsichtlich der Vorstellung in der sog. westlichen Welt sozialisierter Individuen zum Leben in Slums (als vornehmlich einem Spezifikum des sog. Globalen Südens) ist dies bedeutungstragend, da das entsprechende räumliche Umfeld in westlich geprägten Gesellschaften unter ganz anderen Vorzeichen betrachtet wird. Es werden auch andere Kriterien zur Bewertung (zumeist im Sinne einer Abwertung als Marginal- oder Elendsviertel) herangezogen, die für die betroffenen Gesellschaften selbst womöglich weniger relevant sind (z.B. sanitärer

Komfort). Um die Raumkonstruktionen von Gesellschaften erforschen zu können, verweist Yi-Fu Tuan (1977, S. 5) daher auf Kultur als entscheidenden Faktor zur Erklärung entsprechender Prozesse.

2.4.1 Zum Terminus ‚Kultur‘

Für den Terminus Kultur liegen verschiedenste Definitionen vor (vgl. dazu Meyer 2013; 2014a). Für die Geographie ist zu konstatieren, dass sich das Verständnis dessen, was sie als ‚Kultur‘ bezeichnet, in den letzten Jahrzehnten verändert hat und keinesfalls eine enge Auffassung im Sinne von Kultur als verschiedene künstlerische Betätigungen bzw. Ausdrucksformen oder Artefakte grundlegend ist (vgl. Haggett 2001, S. 212; zu geographischen Kulturbegriffen im Überblick siehe Wardenga 2006). Daher weist Marc Redepenning (2007, S. 372) auf die Explizierung eines jeweils für die eigene Arbeit geeigneten Kulturbegriffs hin. Im Folgenden werden einige Zugänge zum Kulturbegriff reflektiert, die für die Ausrichtung der vorliegenden Arbeit als sinnstiftend erachtet werden. Eine zunächst semantische Annäherung kann über die lateinische Herkunft des Begriffs erfolgen: „Kultur ist [...] ein Wort lateinischen Ursprungs und kommt von *cultura*, was Bearbeitung, Bebauung oder geistige Pflege bedeutet“ (Zierhofer 2011, S. 1081). Während die *cultura agri* verstanden werden kann als „menschliches Handeln, mit dem die Natur verändert wird zum Zwecke der Lebenserhaltung des Menschen“ (Fuchs 2008, S. 12), steht *cultura animi* für die „Pflege des Geistes“ (ebd.). Daraus kann abgeleitet werden, dass sich Kultur primär „auf die Sphäre menschlicher Aktivitäten [bezieht] – und nicht etwa auf die Aktivitäten der Natur“ (Zierhofer 2011, S. 1081). Auch wenn diese darin implizierte Trennung von Natur und Kultur heute zunehmend hinterfragt wird (vgl. Gebhardt 2011, S. 1080; Welsch 2018⁸), liegt der Fokus dieser Arbeit doch klar auf den ‚menschlichen Aktivitäten‘. Ilse Helbrecht verdeutlicht die Bedeutung von Kultur, wenn sie die sozialen Aspekte von Kultur betont: „Kultur ist Element und Medium sozialer Auseinandersetzung, Begegnung und Differenzierung. Sie ist so weit verbreitet und durchdringt den Menschen wie die Luft zum Atmen“ (2003, S. 149). Wenn Kultur in dieser Art verstanden wird, dann ist sie nicht im Singular zu betrachten, sondern dann bedeutet dies, dass Kultur nur im Plural als Kulturen zu denken ist. Wenngleich den Plural nicht dezidiert betonend, führt Heinz Bude diesen Aspekt doch weiter aus:

8 Zur Begründung und zu möglichen Varianten dessen siehe Haraway 2018.

„Wenn [...] von Kultur die Rede ist, dann ist diese eigentümliche Realität von Weltbildern gemeint, die für Mitglieder einer Gesellschaft oder einer Gruppierung festlegen, was möglich und was unmöglich, was wahrscheinlich und was unwahrscheinlich, was real und was eingebildet ist, aber auch was freundlich und was feindlich, was nah und was fern und was anziehend und was abstoßend ist. Es geht um das Gefüge dieser informellen Urteile, welche die alltägliche und automatische Konstruktion der Wirklichkeit bestimmen. Kultur in diesem Sinne stellt gewissermaßen das Bindegewebe für das unübersichtliche Geschehen von Gesten, Kämpfen, Austauschaktionen und Gesprächen dar, welches die vielen Akteure miteinander verbindet und woraus die Totalität einer Gesellschaft hervorgeht“ (1995, S. 101).

Heinz Bude geht dabei mit Peter Jackson einher, der die sozialen Beziehungen im Besonderen betont: „Culture is the way the social relations of a group are structured and shaped: but it is also the way those shapes are experienced, understood and interpreted“ (Jackson 1989, S. 2). In ähnlicher Weise unterstreicht Stuart Hall, dass es weniger um materielle Artefakte, sondern vielmehr um soziale Praktiken und Bedeutungszuweisungen geht:

„Culture, it is argued, is not so much a set of things – novels and paintings or TV programmes or comics – as a process, a set of practices. Primarily, culture is concerned with the production and exchange of meanings – the ‚giving and taking of meaning‘ – between the members of a society or group. [...] Thus culture depends on its participants interpreting meaningfully what is around them, and ‚making sense‘ of the world, in broadly similar ways“ (Hall 1997, S. 2).

Den Begriff *meaning* konkretisieren Ulli Vilsmaier et al. in Bezug auf Stuart Halls Definition: „Meanings indicate understandings and prioritizations and thus refer to knowledge, values, or actions“ (2017, S. 172). Wie die Ergebnisse der empirischen Erhebung in Korogocho zeigen werden, kommt diesem Dreiklang aus Wissen, Werten und Handlung in der Tat eine entscheidende Bedeutung zu (vgl. Kapitel 5).

Es wird deutlich, wie unermesslich die Bedeutung von Kultur ist, zugleich zeigt sich aber auch die Alltäglichkeit und damit Flüchtigkeit des Kulturellen, das nicht im Besonderen und Außergewöhnlichen, sondern im Routinierten und Gewöhnlichen zu finden ist: „Es ist jedenfalls nicht immer das Kuriose und Extravagante, das Richtungslinien aufs Ganze enthält. Manchmal sind es gerade ganz normale und banale Phänomene, die den eigentlichen Regelsinn einer Kultur erhellen“ (Bude 1995, S. 101). Für Heinz Bude ist Kultur „das Ganze als Rest: nicht Ökonomie, nicht Politik, nicht Bildung, nicht Wissenschaft, sondern

das, was alle diese Subsysteme in einen Zusammenhang bringt“ (Bude 1995, S. 102). An diese Überlegungen anknüpfend, wird die folgende geographische Kulturdefinition dieser Arbeit zugrunde gelegt, die viele der bisher genannten Aspekte verbindet:

„A simple definition of culture is that it is a particular way of life, such as a set of skilled activities, values, and meanings surrounding a particular type of practice. [...] Broadly speaking, culture is a shared set of meanings that is lived through the material and symbolic practices of everyday life. [...] The ‚shared set of meanings‘ can include values, beliefs, ideas, practices and ideas about family, childhood, race, gender, sexuality and other important identities or strong associations“ (Knox/Marston 2016, S. 180).

Dass trotz dieser als unspektakulär und selbstverständlich zu lesenden Definition eine immense Bedeutung in der Sache liegt, macht die Kenianerin Wangari Maathai deutlich:

„Culture gives a people self-identity and character. It allows them to be in harmony with their physical and spiritual environment, to form the basis for their sense of self-fulfillment and personal peace. It enhances their ability to guide themselves, make their own decisions, and protect their interests. It’s their reference point to the past and their antennae to the future. Conversely, without culture, a community loses self-awareness and guidance, and grows weak and vulnerable. It disintegrates from within as it suffers a lack of identity, dignity, self-respect, and a sense of destiny. People without culture feel insecure and are obsessed with the acquisition of material things and public displays, which give them a temporary security that itself is a delusional bulwark against future insecurity“ (Maathai 2009, S. 160f.).

Neben der Bedeutung konkretisiert Wangari Maathai auch, dass es sich nicht nur um ein rein flüchtiges und in keiner Weise greifbares Phänomen handelt. Um die Facetten konkreter auffächern zu können, helfen die fünf Schlüsseldimensionen der Kulturgeographie.

2.4.2 Geographisch relevante Dimensionen von Kulturen

Die Definition von Paul Knox und Sallie Marston (2016, S. 180) zugrunde legend, erscheint es notwendig, das „shared set of meanings“ (ebd.) zu konkretisieren. Die Schlüsseldimensionen der Kulturgeographie vermögen dies zu leisten. Als solche werden genannt (nach Anderson et al. 2003, S. 2):

- *culture as distribution of things*
- *culture as way of life*
- *culture as meaning*
- *culture as doing*
- *culture as power*

Da diese Konzepte für den weiteren Verlauf dieser Arbeit, insbesondere im Kontext der Auswertung der in Korogocho geführten Interviews (siehe Kapitel 5), bedeutsam sind, werden sie im Folgenden näher erläutert, allerdings in einer anderen Reihenfolge, als von Kay Anderson et al. vorgegeben, da dies für den vorliegenden Fokus als sinnstiftender erachtet wird.

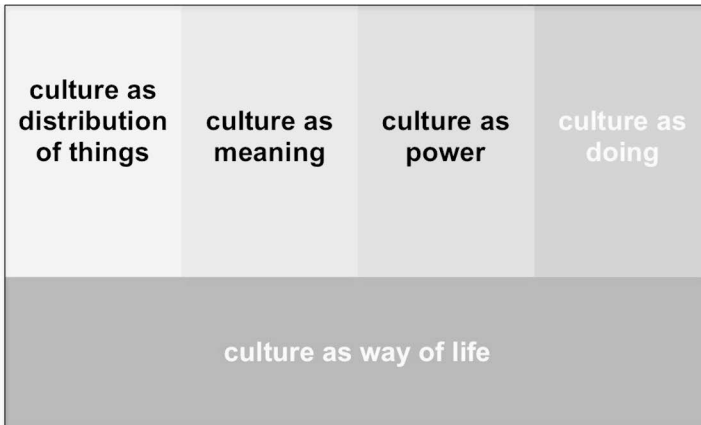
Als *culture as distribution of things* wird die Verteilung kultureller Artefakte wie – in kleinem Maßstab – Kleidung oder Möblierung und – in größerem Maßstab – Baustile und Stadtstrukturen bezeichnet. Doch die Bedeutung verharrt nicht auf materieller Ebene, sondern ist weiter zu denken hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf den Menschen: „But how exactly do we understand the relationships between the patterning of those artefacts and the values, livelihoods, beliefs and identities of the cultures who have produced them“ (Anderson et al. 2003, S. 3)? Aus dieser Frage lassen sich wichtige Schlüsse ableiten, die zugleich auch den Wandel der Disziplin im Kontext des *cultural turns* andeuten: Es geht – anders als lange Zeit in der Humangeographie üblich – nicht mehr (nur) um die Erfassung (und z.B. kartographische Darstellung) bestimmter kultureller Artefakte im Raum, sondern es geht vor allem um die Erforschung ihrer Bedeutung: „Studying the distribution of cultural artefacts involves asking *whose* artefacts, *how* did they get put in place, and *for what reasons*“ (ebd.; Hervorhebungen im Original)? Neben der Frage nach dem *where* und *when* wird also insbesondere die Frage nach dem *why* und *who* interessant (vgl. ebd.). Bezugnehmend auf die zuvor zitierte Kulturdefinition nach Paul Knox und Sallie Marston (2016, S. 180) muss erwähnt werden, dass *cultural artefacts* im Alltäglichen auszumachen sind, es sich also nicht nur um herausgehobene Besonderheiten wie etwa Kirchen, Burgen und Schlösser oder bedeutende Bücher und Kunstwerke handelt.

Die Frage nach der Bedeutung von Räumen und Orten für den Menschen wird von der Dimension *culture as meaning* vornehmlich fokussiert. Dabei kann sowohl die Bedeutsamkeit für ein Individuum als auch für gesellschaftliche Gruppen untersucht werden. Emotionen, Erfahrungen, Erinnerungen und Erlebtes, Werte und Ideale sind bei der Analyse von Bedeutsamkeit und der Zuschreibung von Bedeutung in den Blick zu nehmen (vgl. Anderson et al. 2003, S. 4). Aus einer in dieser Art bestehenden Bindung zu einem Ort kann eine Befähigung

zur Tätigkeit bestimmter Handlungen im Sinne von *culture as power* resultieren. Während dieses Konzept in einigen Publikationen insbesondere als Macht und die Ausübung von Macht über bestimmte gesellschaftliche Gruppen verstanden wird (siehe u.a. Horton/Kraftl 2014, S. 7), liegt dieser Arbeit ein Verständnis zugrunde, dass es weniger um das Ausüben von Dominanz einer Gruppe über eine andere geht, sondern vielmehr um eine Art *ability* bzw. *empowerment* und letztlich *capacity building*, das aus einer Verbundenheit zu einem Ort entsteht, wie es Edward Relph (1976, S. 37) ausführt (siehe auch Kapitel 2.3.2). *Power* im Sinne von Befähigung kann in einem weiteren Schritt also zu konkreter Handlung führen: *culture as doing*. „Performance, protest and play“ (Anderson et al. 2003, S. 5) werden als mögliche Formen von Aktivitäten angeführt. Diese genannten, aber auch weitere kreative Ausdrucksmöglichkeiten und Handlungsweisen der Jugendlichen in Korogocho, werden in Kapitel 5 analysiert.

Culture as way of life kann als Zusammenführung der vier bisher genannten Schlüsselkonzepte und insofern als übergeordnet verstanden werden. In diesem Konzept finden daher alle Einflüsse Berücksichtigung – u.a. wie bereits genannt Werte, Glaube und Überzeugungen, Alltagspraktiken und Bedeutungszuweisungen – „that transform abstract space into lived worlds“ (Anderson et al. 2003, S. 4). Urbaner Alltag, Routinen städtischen Lebens, spielen sich also im Kleinen ab, in Handlungen und Bewegungen, die auf den ersten Blick womöglich völlig unauffällig und unbedeutend erscheinen. „Urban reality is an unspectacular procession of little things, which together define the fuzzy outline of a friendship network, an attudinal set, a lifestyle, a familiar place“ (Ley 1983, S. 99). Diese Aspekte, die aus alltäglichen Routinen entstehen, zu erforschen, ermöglicht es für den jeweiligen Stadtteil, für die jeweilige *community* spezifische Alltagskulturen zu definieren. Gerade auch für erziehungswissenschaftlich orientierte Forschungen gelten empirische Untersuchungen, die Fotografieren und Fotografien einsetzen um Alltagssituationen abzubilden, als interessant, da sie bisweilen verborgen bleibende Alltagsmomente und unbewusste Strukturen sichtbar zu machen vermögen (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2003, S. 33).

Abbildung 2.1: Die fünf Schlüsseldimensionen der Kulturgeographie als ausgewählte Zugänge zu Kultur aus geographischer Perspektive



Quelle: Eigene Darstellung

2.4.3 Exkurs: Lebenswelten und Identität(-en)

Aus soziologischer Perspektive erscheinen die Begriffe ‚Lebenswelten‘ und ‚Identität(-en)‘ als Grundlage der vorliegenden Arbeit relevant. Insofern könnte mit Blick auf die bisherigen Ausführungen in Kapitel 2 konstatiert werden, dass es die Lebenswelt der in den Slums von Nairobi lebenden Jugendlichen ist, die es zu analysieren gilt. Auch und gerade aus sozial-geographischer Perspektive erscheint dieser Ansatz der Soziologie gewinnbringend, wenn der Begriff Lebenswelt verstanden wird als eine „Erfahrungswelt, die vom Subjekt erhandelt und erlitten wird. [...] D.h., sein konkretes Hier und Jetzt ist das Zentrum der alltäglichen Lebenswelt des Subjekts“ (Hitzler/Honer 2007, S. 383 mit Bezug zu Schütz/Luckmann 1984). Im Unterschied zu anderen Ansätzen, wie etwa dem Milieu-Ansatz⁹, liegt die Intention einer Lebensweltanalyse im „radikalen *Perspektivwechsel*“ (ebd.; Hervorhebungen im Original) hin zum Subjekt, „dessen Lebenswelt beschrieben, rekonstruiert und [...] verstanden werden soll“ (ebd.).

9 Da die Probandinnen und Probanden der empirischen Erhebung (Empirie I) alle in einem bestimmten Stadtteil leben und ihre Beziehungen zueinander nicht nur symbolischer Art oder im Sinne einer Subkultur zu verstehen sind, eignet sich der Milieubegriff für die vorliegende Untersuchung nicht unmittelbar, sodass es als sinnvoller erscheint, von Alltagskulturen zu sprechen (zur Definition von Milieus siehe Häußermann/Siebel 2004, S. 139).

Die Erfahrung und Wahrnehmung der Welt durch das handelnde Subjekt liegt also im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Es bedarf also des Einsichtnehmens in eine Innensicht der Akteure und ein Zurückstellen der Welt- bzw. Raum-Wahrnehmung des Forschenden.

Während der Begriff der Lebenswelt durchaus Bezüge zu den Ansätzen der vorliegenden Arbeit erlaubt, wird der Identitätsbegriff hier im Wesentlichen umgangen. Denn „statt Identität als individuelle Eigenschaft, als etwas Natürliches oder Gegebenes aufzufassen, werden die permanente Herstellung und die Uneindeutigkeit von Identitäten betont“ (Pott 2007, S. 28). Insofern werden Identitäten als wandelbar und unstet erachtet. Als raumbezogene Identitäten verstanden, liegt der Schwerpunkt eher auf „der Analyse der Raum- und Ortsbezüge von Individuen und Gruppen im Rahmen ihrer alltäglichen Identitätskonstruktionen“ (ebd., S. 29). Diese Identitätskonstruktionen wiederum hängen stark von den bisweilen in Gruppenkonstellationen eingebundenen handelnden Akteuren ab. Orte können dabei als Identitätsanker fungieren (vgl. ebd., S. 30), ein Aspekt, der auch in den geführten Interviews deutlich wird (vgl. Kapitel 5) und den Zusammenhang von Identität und *place* unterstreicht: „[...] who we are as humans occurs in the placement we have in relation to the natural and social environments“ (Mugerauer 2017, S. 33). Dies begründet, warum bestimmten Orten für bestimmte Individuen oder Gruppen eine besondere Bedeutung zukommt als „sites wherein our identity can be performed“ (ebd., S. 34). Der Begriff der Identität(-en) wird also indirekt auch durch den vorliegenden Ansatz tangiert; da er für die geographiedidaktische Adaption im zweiten Teil dieser Arbeit aber weniger relevant ist, wird er nicht tiefergehend fokussiert.

2.5 ZUR VERTIEFENDEN REFLEXION DER KONSTITUTION VON RAUM

Um das Konstituieren von Raum tiefer zu verstehen, bieten die Ansätze Kommunikativer Konstruktivismus, Performanz und Reflexivität Potenzial. Diese sind keine geographischen Schlüsselkonzepte im eigentlichen Sinne. Sehr wohl helfen sie aber, über Facetten des Räumlichen zu reflektieren und sich der eigenen Raumwahrnehmungen und -konstruktionen, aber auch jener anderer, bewusster zu werden. Gerade deshalb kommt ihnen insbesondere in Bildungskontexten Bedeutung zu.

2.5.1 Kommunikativer Konstruktivismus

Die bisher skizzierten theoretischen Bezüge verweisen darauf, dass soziales Handeln immer auch kommunikatives Handeln ist (vgl. Knoblauch 2016, S. 27). Kommunikation als Begriff ist dabei weiter zu fassen als die rein verbale Kommunikation. Vielmehr können darunter „die vielfältigen Arten und Weisen, in denen soziale Handlungen für andere sichtbar gemacht werden können“ (ebd.) verstanden werden. Kommunikation ist in diesem Verständnis nicht auf Zeichen oder Zeichenstrukturen zu reduzieren, wie es etwa in der Linguistik üblich ist, sondern sie bezieht sich „auf eine Form des leiblichen Handelns von Subjekten, die einander wechselseitig wahrnehmen“ (ebd., S. 34), dabei aber äußerst flüchtig sein kann. Alle Formen kommunikativen Handelns setzen die Herstellung materieller Träger voraus, die als Objektivation bezeichnet werden können (vgl. ebd., S. 42). Dies gilt für eine verbale Kommunikation, bei der Laute mittels Bewegungen des Mundes gebildet werden, ebenso wie etwa für technisch visualisierte Repräsentationen, wie z.B. durch Fotografie (vgl. ebd.). Insofern kann konstatiert werden, dass „Akte der Erzeugung von Objektivationen [...] vom Körper ab[hängen] und deswegen spielt der Körper auch eine entscheidende Rolle für das kommunikative Handeln und bei der Konstruktion von Wirklichkeit“ (Knoblauch 2016, S. 44). Eine neuere Forschungsrichtung, die die kommunikative Konstruktion von Räumen betrachtet, konstatiert,

„dass Räume weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart von Subjekten jenseits kommunikativer Prozesse gedacht, geplant oder gestaltet wurden. Schon in einfachen Gesellschaften ist ein kommunikativer Austausch der Gesellschaftsmitglieder über Räume unabdingbar, damit Räume überhaupt erst zu einer intersubjektiv geteilten, also zu einer gesellschaftlichen Wirklichkeit werden können. Besonders aber in modernen, funktional differenzierten und hoch komplexen Gesellschaften ist beobachtbar, dass Raumvorstellungen und geplante Raumgestaltungen in hohem Maße kommunikativ verhandelt werden, und zwar vielfach in breiten Öffentlichkeiten“ (Christmann 2016, S. 8).

Die Fokussierung auf Kommunikation als Vehikel der Konstruktion sozialer Räume ist neben der räumlichen Planung gerade für die Geographiedidaktik interessant, da das kommunikative Verhandeln von Raumvorstellungen im Geographieunterricht einen bedeutenden Stellenwert einnehmen kann. Von diesem Verständnis ausgehend, muss auch der Begriff der Performanz zur Kenntnis genommen werden, wenn er aus geographischer Perspektive die „art of producing the now“ (Thrift 2000, S. 577) beschreibt.

2.5.2 Performanz

Der Begriff ‚performativ‘ geht auf John L. Austin zurück, der ihn in den 1950er-Jahren vom Verb *to perform* ableitete. Übersetzt beschreibt er das Vollziehen von Handlungen (vgl. Fischer-Lichte 2004, S. 31). Eine performative Äußerung ist demnach eine Äußerung, mit der eine bestimmte Handlung vollzogen wird (vgl. Bußmann 2002, S. 503)¹⁰. In der Linguistik lässt sich sodann eine performative Wende erkennen, die auch an die Ausführungen Ludwig Wittgensteins, der etwa nicht mehr nach der Wortbedeutung, sondern nach dem Gebrauch des Worts in Sprachspielen fragt, und John L. Austins, der in seiner Sprechakttheorie insbesondere die performative Dimension von Wörtern in einem Sinne, wie mit ihnen gehandelt wird, in den Vordergrund stellt, anknüpft. Neben der Semantik kommt der Pragmatik daher eine größere Bedeutung zu (vgl. Pfister 2004, S. 517). Von den Ursprüngen in der Linguistik entwickelte sich der Performanz-Begriff insbesondere seit den 1970er- und 1980er-Jahren zu einem Schlüsselbegriff in den Geistes- bzw. Kultur- und Sozialwissenschaften mit jeweils unterschiedlicher Akzentuierung (vgl. ebd.). Neben weiteren Aspekten ist ein Charakteristikum dieser Neuorientierung unter der Perspektive der Performanz die Fokussierung auf den Handlungsvollzug, nicht auf Referenz oder Darstellung (vgl. Pfister 2004, S. 518). In Bezug auf die Erforschung des Städtischen knüpfen Ilse Helbrecht und Peter Dirksmeier daran an und sprechen von einem zu beobachtenden „Aufführungscharakter der sozialen Welt“ (2013, S. 284). Aus geographischer Perspektive werden dabei die Begriffe Performativität und Performanz unterschieden: „Während Performativität auf den wirklichkeitskonstituierenden Aspekt sozialer Praktiken und des Zeichengebrauchs zielt, nimmt Performanz stärker den Auf- und Ausführungscharakter dieser Praktiken in den empirischen Blick“ (Boeckler et al. 2014, S. 130). Insofern sind „Performanzen [...] Produktionsmomente darstellenden Handelns“ (Helbrecht/Dirksmeier 2013, S. 285). Diese sind wirklichkeitskonstituierend und selbstreferenziell (vgl. Fischer-Lichte 2004, S. 38). Gerade städtische Räume werden insofern durch Performanz produziert (vgl. Thrift 2006).

Noam Chomsky (1965) stellt in seiner Sprachtheorie der Performanz den Kompetenz-Begriff gegenüber. Die allgemeine Sprachfähigkeit bezeichnet er als Kompetenz, während er die individuelle Sprachverwendung als Performanz bezeichnet. „Kompetenz bezeichnet das, was man weiß und wofür man sprachlich kompetent ist, wie grammatisches Wissen, Diskurswissen, Wörter und Register;

10 So z.B.: „Ich begrüße Sie!“ – Der Akt der Begrüßung wird rein durch den sprachlichen Ausdruck vollzogen.

Performanz beschreibt die Durchführung der Kompetenz, das heißt die tatsächliche Verwendung der Sprache in konkreten Situationen“ (Riehl 2004, S. 518). In dieser Darstellung als Begriffspaar wird die Bedeutung für die Fachdidaktik, auch für die Geographiedidaktik, deutlich. In Bezug auf in der Schule erlernte Kompetenzen konstatiert Bernhard Dressler: „[...] erworbene Kompetenz zeigt sich nur auf der Ebene von Performanz“ (Dressler 2007, S. 30). Aus fachdidaktischer Perspektive kann Performanz daher wie folgt definiert werden: „Performanz bezeichnet [...] die konkrete Anwendung eines bestimmten Mechanismus oder einer bestimmten kulturellen Logik, die wir letztendlich Kompetenz nennen. Performanz ist also die Anwendung und der Gebrauch von Kompetenz“ (Erpenbeck 2002, S. 2). Aus einer Output-Perspektive erscheint dies einleuchtend; komplexer wird die Bedeutung, wenn die Wechselwirkung der Begriffe konkreter reflektiert und dabei deutlich wird, dass Kompetenzen auch „im Modus der Performanz erlernt und evaluiert“ (Dressler 2007, S. 27) werden. Der Begriff der Evaluation kann im Sinne einer reflexiven Haltung verstanden werden, wenn deutlich wird, „dass die Welt in unterschiedlichen Perspektiven beobachtet wird und im Lernprozess auch diese Beobachtungen beobachtet werden“ (ebd.). Dadurch wird eine Prozessorientierung angedeutet.

2.5.3 Reflexivität

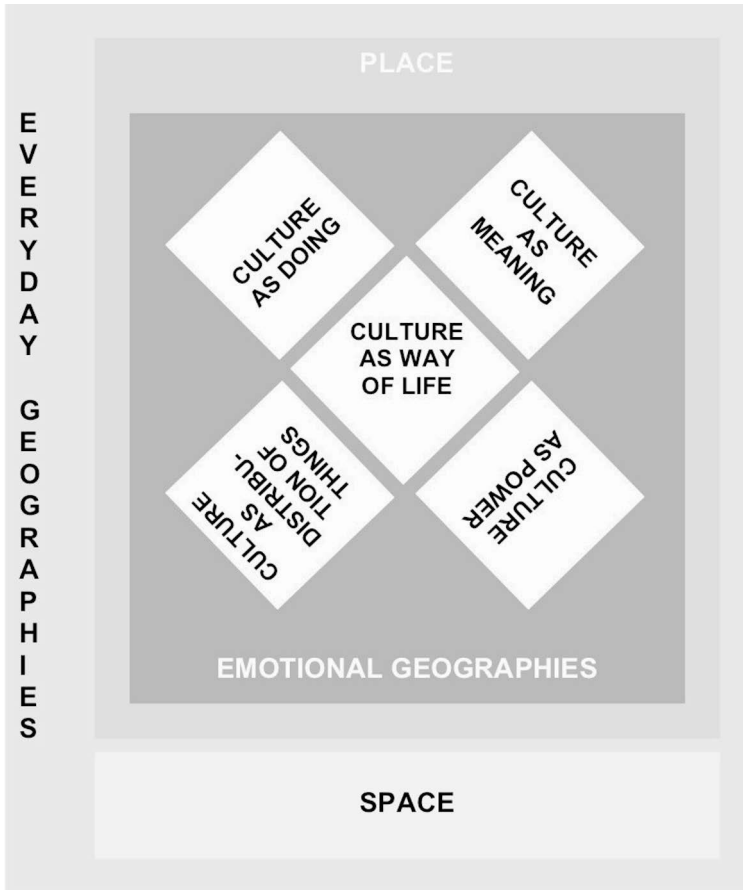
Während Reflexion als ein Hinterfragen von Gegebenem oder Gegenständlichem definiert werden kann, bedeutet Reflexivität das bewusste Betrachten und Hinterfragen des eigenen Denkens und Handelns auf einer metakognitiven Ebene (vgl. Gryl 2016, S. 7). „Reflexivität ist Selbst-Reflexion und bedeutet, eigenes Denken, Fühlen und Handeln durch den Wechsel der eigenen Perspektive zu hinterfragen. Hiermit eröffnet sich ein bewusster Blick auf die Subjektivität jeglicher Medienkonsumption und Erkenntnisproduktion“ (Gryl 2012, S. 164). Essenziell ist also eine Verbindung des Subjekts mit der Umwelt. Das heißt, es bedarf nicht der Abwendung vom Außen und der reinen Hinwendung zum Innen, sondern es bedarf der Betrachtung der Verbindung zwischen Innen und Außen, zwischen Subjekt und Raum, worin Raum erst konstitutiv wird. Gerade diese Verbindung soll zum Gegenstand von Reflexion werden (vgl. Forster 2014, S. 589). Reine Reflexion wird zumeist nicht handlungswirksam sein (vgl. Gryl 2016, S. 7). Erst wenn Reflexivität als „Nachdenken über eigene Handlungen“ (Brendel 2017, S. 19) angebahnt wird, können wichtige Voraussetzungen für Handlungsbereitschaft bzw. -kompetenzen und sodann Performanz geschaffen werden. Eine Aktion wird erst so zur „echten Praxis“ (Freire 1973, S. 51f.). Reflexivität kann also verstanden werden als Fähigkeit des Individuums, Prozesse

eigenen Denkens und Handelns in Bezug auf äußere und innere Wirkungen zu reflektieren, und sich dabei der Verbindung des Innen mit dem Außen bewusst zu werden (vgl. Forster 2014, S. 589). Das Bewusstsein über die eigene Raumwahrnehmung und entsprechende Raumkonstruktionen, aber auch die Raumwirksamkeit eigener Handlungen wächst dadurch ebenso wie ein Verständnis für die machtvolle Wirkung räumlicher Repräsentationen (vgl. Eberth 2018f, S. 292). Im Sinne der Wahrnehmungsgeographie können somit Aspekte der Perzeption diskutiert werden. Dadurch kann deutlich werden, wie Individuen bestimmte räumliche Phänomene oder Objekte bewerten und in ihrem Bewusstsein abbilden, was die Art und Weise der individuellen Rauman eignung im Sinne der handlungstheoretischen Sozialgeographie transparenter zu machen vermag (vgl. Eberth 2018c, S. 206). Eine kritisch-reflexive Haltung gegenüber eigenen und den Handlungen Anderer führt dazu, dass sich Menschen „von einer rein naiven Kenntnis der Wirklichkeit auf eine höhere Ebene [...] begeben, wo sie imstande sind, die Ursachen ihrer Wirklichkeit zu begreifen“ (Freire 1973, S. 110). Um reflexive Kompetenzen zu schulen, fordert Bernhard Dressler (2007, S. 29) eine Didaktik des Perspektivwechsels. Diese erachtet er als oszillierend zwischen „einer beobachtend-analytischen und einer teilnehmend-handlungsorientierten Perspektive“ (2007, S. 30).

2.6 FAZIT DES THEORETISCHEN RAHMENS

Es wurden in Kapitel 2 verschiedene Strömungen skizziert, die als theoretische Grundlage für die vorliegende Arbeit sinnvoll erscheinen. Dabei wird deutlich, dass die einzelnen Schwerpunkte nicht als exklusiv oder gar jeweils exkludiert zu verstehen sind, sondern dass sie sich vielmehr gegenseitig ergänzen und teilweise auch überschneiden (siehe Abb. 2.2).

Abbildung 2.2: Zum Zusammenhang der dargestellten theoretischen Bezüge



Quelle: Eigene Darstellung

Die historischen Bezüge ausblendend, handelt es sich insbesondere um theoretische Zugänge bzw. konzeptionelle Ansätze, die sich nach dem *cultural turn* etabliert haben. Das vorliegende Forschungsvorhaben (Empirie I) richtet als sozial-geographisch orientiertes seinen primären Fokus also nicht auf Raumstrukturen oder Raumentwicklungsprozesse des Slums Korogocho. Es wird vor Ort mit Jugendgruppen zusammengearbeitet, da deren Existenz als spezifische *sozial-kulturelle Bedingung* gesehen werden kann (siehe Kapitel 4 und 5). Dass physisch-materielle Gegebenheiten auch nur eine Bedingung für das *menschliche Handeln* darstellen, wird ebenso in Kapitel 5 deutlich. Benno Werlen führt diesbezüglich aus: „Dabei ist zuerst zu fragen, wie Subjekte ihre Praktiken verwirk-

lichen und dann ist von Geographinnen und Geographen die Frage zu stellen, welche Bedeutung räumliche Aspekte für deren Verwirklichung im Rahmen des alltäglichen Geographie-Machens erlangen“ (2010b, S. 219). Um diese Frage beantworten zu können, muss die subjektive „Perspektivierung dieser Alltagswelten“ (Hard 1985, S. 197) in den Blick genommen werden. Wie in Kapitel 5 aufgezeigt wird, liegen diese Aspekte im Wechselspiel zwischen individueller Überlebenssicherung im Sinne der Generierung monetärer Werte *und* zugleich des kollektiven Engagements für die Gemeinschaft, verstanden als die Masse der Bewohnerinnen und Bewohner des betreffenden Slumgebiets.

Die geographischen Konzepte *space* und *place* bilden sodann auch die Grundlage zur Konzeption einer Unterrichtssequenz im Rahmen von Empirie II (siehe Kapitel 7 und 8).